

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1920

305 (31.12.1920) Die Mußestunde

Für unsere Frauen

Sieht so der Frieden aus?

Von Anna Dlos

„Sieht so der Frieden aus?“ So fragte mich neulich eine Gruppe von Kindern, Kinder, denen ich vom Frieden gesprochen hatte in den ersten Kriegsjahren. Damals, als wir noch daran glaubten, daß wir siegen würden, damals, als wir noch daran glaubten, daß ein geeinigtes starkes Deutschland im Verein mit den anderen Völkern sich finden würde in Arbeit, Glück und Wohlstand. „Du hast uns ein Märchen erzählt“, sagten die Kinder, „Der Frieden sieht doch ganz anders aus in Wirklichkeit.“ Was hatte ich wohl erzählt, daß meine Schilderung des Friedens den Kindern so märchenhaft erschien? Ich sollte bald belehrt werden.

„Du hast gesagt, wenn der Friede käme, dann würde es sein, als wenn eine Himmelsgestalt erchiene. Unendlich gütig wäre sein Blick und Rosen der Liebe würde er streuen. Und wo er hinkäme, würden die Menschen saugen und sich umarmen vor Freude.“ „Aber so sieht der Friede gar nicht aus“, sagten die Kinder. „Wir haben ihn nicht gesehen. Aber die Mutter erzählte, er hätte ausgesehen wie eine gebückte Trauergestalt. Ihr Haupt wäre von schwarzen Schleieren verhüllt gewesen, und in den Händen hätte sie eine Schale getragen, die floß über von Tränen.“ Denn alle Menschen mußten weinen, die diesen Frieden sahen.

„Und dann hast du gesagt, wenn der Friede käme, dann hätte die Mutter keine rotgeweinten Augen mehr. Dann würde sie lachen und zu Hause bleiben und uns pflegen und mit uns spielen. Und dem Vater würde sie kein böses Wort mehr geben, denn sie würde doch immer daran denken, daß er draußen im Schützengraben sein Leben aufs Spiel gesetzt hätte, um uns und die Heimat zu schützen, und sie würde glücklich sein, daß er aus so großer Todesgefahr gesund heimgekehrt wäre.“ „Aber so ist es gar nicht“, sagte ein anderes Kind. „Die Mutter weint noch immer, weil sie keine Arbeit hat und weil das Geld nicht langt, um Kleider und Schuhe für uns zu kaufen.“

„Ja, du hast uns doch erzählt, wenn der Vater heim käme, dann würde er so glücklich sein, daß er uns alle wieder sieht und daß er eine gemütliche warme Stube hat, und daß er nun wieder Friedensarbeit machen kann, statt Menschen tot zu schießen.“ „Der Vater ist aber gar nicht glücklich. Er hustet und hat Schmerzen in den Weinen. Das kommt davon, daß er oft tagelang bis an die Knie im Wasser stand. Er ärgert sich, wenn die Stube kalt und finster ist und sagt, da hätte er gleich im Schützengraben bleiben können. Ueber uns freut er sich dann auch gar nicht, weil wir immer Hunger haben und weil alles so viel kostet. Arbeit hat er auch nicht, nur manchmal Notstandsarbeit.“

„Du hast auch gesagt, wenn Frieden käme, dann könnten wir wieder mehr weißes Brot essen und Sonntags vielleicht auch Butter, und Kartoffeln, so viel wir wollten. Aber das Brot ist jetzt noch viel schwärzer als früher und so teuer. Viel gibt es auch nicht und Butter schon gar nicht. Nicht einmal Marmelade, weil das Obst so viel kostet und weil es so wenig Zucker und kein Gas und keine Kohlen gibt.“

„Du hast uns auch gesagt, wenn einmal Frieden wäre, dann würde es sein, wie in dem schönen Gedicht von Schiller, das Du uns vorgelesen hast: „Alle Menschen werden Brüder“. Aber die Menschen sind gar keine Brüder. Heute morgen standen Arbeiter auf der Straße und da sagten ein paar arme Herren, das wären alles Faulenzer die wollten nur herrlich leben von der Erwerbslosenunterstützung und nichts tun. Die Arbeiter sagten wieder, die Herren wären Brückberger und Schieber und Wucherer. Die müßte man alle totschlagen. Die Herren wieder meinten, man solle die Arbeiter einstecken und hungern lassen, damit sie endlich arbeiten lernten. Es war ein solches Geschrei und Ge-

schimpfe, bis die Polizei kam und sie auseinandertrieb. Leute, die dabei standen, sagten es wäre nur gut, daß wir noch Maschinengewehre und Handgranaten hatten, denn es sähe so aus, als ob es wieder losginge. Du hast uns doch gesagt, wenn Frieden wäre, dann würde man gar keine Waffen mehr brauchen.“

Hat es uns nicht alle belogen und betrogen, das Märchen vom Frieden? Ich dachte an die Zeit der Wahlen. Da sagte jede Partei von sich, sie wollte den Frieden, sie allein liebte das Volk und das Vaterland, und keine ließ die andere gelten. Jede sagte von der anderen Böses. So manchmal gingen sie mit Stühlen und Bierkrügen aufeinander los. Und waren doch alles Deutsche und sollten alle Brüder sein! Und wie sieht es heute aus? An den Grenzen stehen Feinde, Russen im Osten, Franzosen im Westen, und wir wissen nicht, ob wir morgen nicht wieder Krieg haben. Im Innern aber werden Waffen gesammelt, rüftet man zu Putzschritten und Aufständen, Deutsche gegen Deutsche!

Sieht so der Frieden aus? Und wird es immer ein schöner Traum, immer ein Märchen bleiben, daß es eine Zeit gibt, in der Wahrheit wird: „Alle Menschen werden Brüder!“

Rätsellecke

Bilderrätsel



Reinergänzungsrätsel

Wie führen hinaus in die finkende —
Im Schittin, beim Klange der — — —
Vom Himmel hernieder da rieselten —
angäßig die schimmernden — — —
Kings harnte die Erde in Schnee und — — —
Es ruhte die Welt im — — —
Zoch drinnen, im Schittin, da trafer — — —
Die Tippen in flammenden — — —

Säulenrätsel

L	S	L	A	E						
H	I	E	S	A	M	G	R	R	E	
O	E	L	P	E	J	A	A	G	A	L
H	L	E	N	S	N	W	T	A	S	U
F	A	K	O	K	E	I	O	E	I	M

Die Buchstaben jeder einzelnen Säule sind so zu ordnen, daß jede einzelne eine Stadt nennt. Reiz: Blankenfels.

Die Namen der Leser und Leserinnen, die richtige Lösungen an uns einsenden, werden in der nächsten Nummer der „Mußestunde“ veröffentlicht.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Carl u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

Silvester

Karlsruhe, den 31. Dezember

1920

Zum neuen Anfang!

Endlich nach langen Jahren Unterbrechung ist es uns möglich, den Wunsch vieler Leser und Leserinnen des „Volkstrend“, der auch stets unser eigener Wunsch war, zu erfüllen und ihnen wieder ein wöchentliches Unterhaltungsblatt unter dem Namen „Die Mußestunde“ zu bringen. „Die Mußestunde“ soll das Blatt sein, das der Arbeiter, die Arbeiterin in den Stunden der Muße, der Ruhe zur Hand nehmen, um darin Unterhaltung, Belehrung, Erholung, Bildung und innere Sammlung zu finden.

Wie sind überzeugt, „Die Mußestunde“ wird von unjern Lesern und Leserinnen mit offenen Armen aufgenommen werden wie ein alter, gut bekannter Freund, der lange Zeit

abwesend war. Das Band zwischen der mittelbadischen Arbeiterkassette und ihrer Zeitung wird dadurch noch enger geknüpft werden. Stets hat unser Unterhaltungsblatt für sich selbst gesprochen und soll es auch unter dem neuen Namen in Zukunft tun. Die Redaktion will der „Mußestunde“ und ihrer Ausgestaltung alle Liebe und Sorgfalt entgegenbringen; auf die Wünsche und arbeitsigen Bedürfnisse unserer Leser wird in jeder Beziehung Rücksicht genommen werden. „Die Mußestunde“ wird allen Lesern und Leserinnen ein treuer geistiger Begleiter sein auf dem Weg, der durch die schwere gegenwärtige Zeit uns aus der Nacht ins Licht führen muß.

Das neue Jahr

Auf, Brüder, haltet euch bereit,
ein neues Jahr pocht leise an.
Macht freudig ihm die Tore weit,
es bittet, daß ihm aufgetan.
O klagt nicht, daß so viel veranft,
o jagt nicht, daß die Trümmern liegen,
daß teuere Blut die Erde trank,
der neue Geist wird dennoch sienen.

Riegt unfre Gieche auch zerbrocht,
ihr eitler Kranz, er sei verweht:
getroßt, zeigt nur der ganzen Welt,
daß schon ein junges Bäumchen steht.
Daß wir mit sorglich starker Hand
in heilige Erde es gegraben
und unserm deutschen Heimatland
ein froh verjüngtes Leben gaben.

Auf, Brüder, haltet euch bereit,
was auch zerbrocht, verzaget nicht.
Die Herzen weit der neuen Zeit,
wit ihr durch Nacht und Kampf zum Licht.

Frieda Rudolph-Staubitz.

Eisblumen. Erzählung von Ludwig Anzengruber

Es war ein kleines Dorf, das da von einem bis zum andern Ende im Schnee lag. Die Straße führte mitten hindurch zwischen den zwei Reihen niedriger Hütten, sie glatte weiß, und etwas weniger höher schimmerten die Dächer unter der schneeigen Decke; und wenn man vom Placklande, das, soweit man sehen mochte, überschnit war, nach dem kleinen Orte blickte, so nahm er sich in der großen araffen Masse wie eine Nille aus, die nur inmitten einen kleinen Budelet zeigte, das Kirchendach; denn der Kirchturm stand nicht höher als der Firt und nur das Kreuz gukte hervor.

Es war Feiertag, das Dorf lag stille, nur in der Mitte desselben drang aus einem Hause dumpfer Lärm. So oft die Türe dort aufging, qualmte es gleich einer Rauchwolke heraus und verlor sich träge in der stillen Luft. Vor der Schwelle zeigte sich ein dunkler, schmutziger Fleck, der Schnee war in den Kot geklammert!

Es war die Schenke des Dorfes und heute von den Männern und Weibern stark besucht. Manche saßen seit frühem Morgen trinkend und kartelnd dort. Dabir verließen die meisten Fußspuren im Schnee; andere führten nur kurze Strecken von einer Hütte zur andern oder über

die Straße und deuteten darauf hin, daß manches der allein gelassenen Weiber auf freundschaftlichen Besuch ausgegangen sei oder Dirnen sich zu Kameradinnen gesellt hätten. Einzelne Männertritte zählten da nicht mit.

Vor der letzten Hütte zeigt sich eine solche Fußspur; unter der Staffeln an der Schwelle beginnt sie und ist dem Dorfe zugekehrt, die Mänder der Gruben und der Abdruck der Sohlen erscheinen scharf, die Fußspitze ist gefroren; wo sie unter der Dachtraufe hinkläuft, sind Schneebrocken und herabgebrochene Eiszapfen hineingefallen; sie kehrt nicht von entgegengesetzter Richtung wieder; der Mann ist wohl mit frühem Morgen gegangen und jetzt, gegen Abend, noch nicht heim.

Es erhebt sich ein leiser Wind, der in einzelnen Stößen Hoden Schnees von den Dächern stößt und eine brädelnde Kälte über das Land bringt. Die Fensterreihen der Hütten beginnen sich unter seinem Hauche zu trüben, bald erblinden sie gänzlich und zeigen im einfallenden fahlen Licht Eisblumen.

Eisblumen! Wer gab ihnen diesen Namen? Früherig wie Farnkrautblätter, spießig wie Grasshalme, zierlich wie Moosbüschel sehen wir diese arten Bildungen auf den

Glastafeln anstießen, oft weht noch der Wind eine Schneeflocke hinzu, die als schimmerndes Kägelchen oder Sternchen aus dem Geäste und Gewirre wie ein winziger Blumenkelch quillt. Eilige Kälte von außen, dürftige Stubenwärme von innen ruft sie hervor, ein frisches Scheit im Dien, ein Menschenhauch, ein wenig Sonnenschein macht sie gerinnen und zerfließen.

Eisblumen! Ein winterlicher Frühling, ein frohliges Erinnern, aber doch ein Erinnern, und wenn dir das Scheit im Dien fehlt, wenn dir der warme Hauch in der Brust erkaltet ist und wenn du auf keinen Sonnenschein mehr hoffst, dann starre nach der gefrorenen Fensterleiste und rättele an den chaotisch durcheinander gewirren fahlen Abbildern lebender Formen ohne deren Farbe und Leben — wie ein Etwas, das sein wollte und nicht werden kann.

Wie das ausseht! Ich mein', so welche Gräser und Büsch' hatt' ich wohl als Kind, wo man auf alles mehr acht hat, auf der Wiese im Wind flackernd leben.

Das sagte die Bäuerin, die in der Stütze, nahe dem Fenster saß und die Eisblumen an der Glastafel betrachtete.

Sie hielt sich etwas vorgebückt, Strähne dunklen, glanzlosen Haars fielen ihr in die niedere Stirn, ihre matten, großen, grauen Augen hielt sie weit offen: die waren das Auffallendste in dem faltendurchfurchten Gesichte, dessen eingefallene Wangen die Backenknochen gleich fettglänzenden Bäumen vortreten ließen. Unter der unsauberen, schlundigen Gewandung machten sich ihre derbnochigen, abgemagerten Glieder bemerkbar.

Damal, murmelte sie, damat, wo mein Argstes war, daß ich mir einen Dorn einzieh' oder eine Scherbe eintret' hatt', hatt' ich mir nit träumen lassen, woin es mit mir kommen könnt'.

Wahr, über mein ledig Dirnzeit könnt' ich nit klagen, der Frärgärtelbauer hat seine Dienstleut' gut gehalten, aber daß ich dort 'n Steffel kennen a'lernt hab', davon schreibt sich alles her.

Iwar so lang ich mit ihm gangen bin, und die erste Zeit noch in der Ehe, war er ganz gut zu mir, und wie ich mich Mutter gefühlt hab', da hat er mich frei auf den Händen tragen, ja, ja, gefan hat er, was er mir an den Augen abg'sehen — aber dann, wie das Kind an ein'm Tag geboren und gestorben war und kein anderes mehr hat nachkommen wollen, da war's vorbei.

Stimmliche Gnadenmutter, wie oft hab' ich mich seither zerbrint, welches von uns sich so veründigt haben kann und Schuld trägt, daß uns der Herrgott sein Segen nur wie zum Spott ins Haus schickt.

Zwölf Stund' ist das arme Wirnerl wimmernd neben mir a'legen, dann war's mit ihm aus.

Sechzehn Jahr' ist's her und noch ist's mir wie heut'. Nie mein' Tag' vergeß' ich's, wie ich erschöpft hing'legen bin und der Steffel neben dem Bett a'essen, und mit einem Male sagt die Hebmutter stad zu ihm: Wie soll's Kind heissen?

Jesus Maria, schiefst es mir durch 'n schwachen Kopf, sie will's doch nit nottaufen?

Darauf gibt der Steffel Bescheid: Salt wie die Patin sollt's heißen, Dieiel.

Nun schafft die hinter meinem Rücken, was ich nit sehen kann, ein Weil' überweisert's wieder mein Mann was dazu, da hab' ich aufa'schrien nach mein Kind und da war's schon tot a'west.

Noch eine Zeit haben wir auseinander a'halten wie's christlichen Eh'leuten ziemt. Der Doktor, die Hebmutter mußten ab und zu ins Haus, daselbe ist leer geblieben, das hat dem Steffel das Herz a'wendt; er hat nit auf mich geben, das Wirshaus hat er immer a'gehen als sein' Stuben, und ich hab' auch von da ab weiter nit mehr auf's Haus, noch auf mich selber a'halten, für wen auch, für was?

's muß grimmtalt sein außen! Davon wirt freilich 's arme Käsel' dort drüben in der Friedhofes' nit. Ob sich wohl an sein' glattvolierten Trüber' auch so Blumen zeigen wie da an den Schelben?

Wär's am Leben blieben, wär's da, es stünd' wohl anders und alles wär' recht!

Dieiel, lauf' nach 'm Vater!
Dieiel, trag' der Mutter das an!

Hätt' mer so ein' Botengeberin zwischen uns, wir ließen wohl einand' nit Uebles 'ragen und sie nit Unbeschaffenes jehen. Du lieber Gott, ein bißel Ärger und selbst ein wenig Kränkung erträgl' wer ja gern um so ein Ding, das ein'm ganz zug'hört, das man in der Welt a'rucklaßt, damit mer im Grab nit vergessen und einer freundlichen Nachred' sicher ist. Wä'r wohl ein Lieb's Kind word'n und ein laubers Dirndl.

Ich hab' mir's gut angichant, bevor s' mir's für ewige Zeit von meiner Seit' fortgenommen haben. Die gebrochene Augerln waren blau, 'm Vaterin seine, und Saarin hat's schon mit auf d' Welt bracht, die waren dunkel, als hatt' wohl meine kriegt. Ich war bis auf dieselbe Zeit drall g'west und der Steffel gar rund wie ein Brauer, an Fleisch hatt's ihr nit fehlen können, wär's uns nachg'aten. Gefüttert hätten wir sie ja, nur untun hatt' sie sich auch müssen, daß s' nit Waters' Sauch kriegt, der stünd' ein'm jungen Menschel übel an.

Wöcht' wohl wissen, in welche Art sie geschlagen hatt', nach ihr'm Denken und Bezeigen? Klüger sein wie ich, hatt' ihr nit g'schad't, ich hab' von Kind auf kein B'halten den Kopf g'habt, der Steffel war auch immer unter den Rekten in der Schul'; recht wär's a'wesen, sie hatt' mein Herz g'habt, das hats allzeit aufrichtig und gut g'meint mit Gott und der Welt; dem Steffel traun' ich zu, wie ihn jetzt böje Tag' verwildert haben, daß ihn auf Zeit leicht gemacht hatt', wie man ja seinem Vater selig nachsagt, daß der a'wesen wär'. Der meine war streng und hart, aber wenn wahr ist, was manche sagen, daß oft Kinder von den Großeltern was überb'kämen, möcht' ich 'm Dieiel mein Vater sein Berstand a'winicht haben.

's wär ein Grund'a'scheit word'n.

Jesus, du mein Herz und Heiland, fäh' sie jetzt daneben mir und gucke da aus Fenster mit verkorenem Gesicht! — Das just nit, ich täl' uns schon einbeizen, um mich allein reut mich 's Holz und die Miß'.

Säßen wir da und fragten, wo der Vater bleibt, und sie sagte heimlich: Raß 'n Vater noch immer ein' Weil wegbleiben, Mutter, ich hatt' mit dir zu reden — das und das — und der und der —

Und ich sagte: Dieiel, dem gib kein G'hör, wenn dir aber der Hausreitner Herd' gut wär, das ist der sauberste und bravste Bursch im Ort, und wenn es der täl' ehlich meinen, wie der es gar nicht anders meinen kann, dann könnt'n wir aufrieden sein und du glücklich werden.

Und nun lachte sie a'schämig.

Gott a'egne dich, mein Kind, wird mir schwer werden, dich weggugeben, aber gern wein' ich dir nach, wenn du im Brautjammel gehst, wohin, wo ich dich glücklich und allezeit a'finden weiß. Gern, Dieiel, und ganz anders, wie vor sechzehn Jahren, wo — — —

Die Bäuerin zog die Schürze vors Gesicht und laut aufschluchzend schlug sie mit der Stirne gegen das Fensterbrett.

Schwere, dumpfe Schritte kamen über den Schnee heran, dann stampfte es laut auf dem Schwellenstapel, das Tor knarrte und durch die finstere Küche tappte es nach der Stubentür, diese ward aufgerissen und der Bauer trat herein. Eine Weile blüete der Angekommene suchend umher, dann sagte er roh: Ah, dort sitzt du, faules R...?! Fällt dir 's Lampenanzünden und Feuerichüren auch schon zu hart? Nach' Licht und heiz' ein, daß man doch meint, man sei zu Haus.

Die Bäuerin eilte nach der Küche, strich mit den frostfrozen Fingern ein Bündhölzchen an, hielt es an den Docht der Lampe, und als dieser hell auffluderte, starrte sie in die Flamme und begann, den Kopf zu schütteln, immer heftiger und bestiger, bis sie beide Hände wie verzweifelt an die Schläfen preßte und ihn festhielt.

Der Bauer trat an den Herd. Nun, wird's bald? Meinst, weil du so unsauber bist, daß man sich scheut, dich anzurühren, das möchte mich abhalten...?

Er hob die Faust.

Steffel, schrie das Weib und streckte beide Arme vor, schlag mich nit, nur heut nit! Ich will dir all's sagen. Ueberkommen hat mich mein Elend wieder. Wie ich dorchin so beim a'frorenen Fenster sitz, ist mir ein'a'fallen, wie anders es wäre, wenn unster Dieiel' nit dort ent auf'm Friedhof läg'.

Der Mann ließ den Arm sinken, er trat zurück und tat einen tiefen Seufzer. Unsicheren Blickes stand er, seine Hand regte sich, als wolle er sie besänftigend gegen die Bäuerin strecken. Aber deren vergreifen, schreckte ihn jetzt

wohl ab, an sie zu rühren. Er wandte sich ab und ging in die Stube.

Außen wurde es laut, ein schwerer Lastwagen rollte auf der Straße vorüber, die Messingabgänge der Klammeln klagen im Takte nach dem Tritte der Rössie gegeneinander, und die Laterne, die unten an der Leuchtel wiegte, warf einen grellen Lichtschein auf die Wand des Säusgehens, an dessen Fenstern die Eisblumen aufleuchteten; das Licht glitt vorüber, sie erloschen und nun schien es innen dunkler, als es zuvor gewesen.

Wilhelm Bölsche. Von Harry Schumann

Zu seinem 60. Geburtstag am 2. Januar

Unsere Zeit verlangt danach, die Ergebnisse der Naturforschung, die auf allen Gebieten neue Welten unserem gesamten Leben öffnet, aus den ungrenzten Bezirken der Wissenschaft hinaus in die weitesten Kreise zu tragen: Je mehr die Wissenschaft erringt, je mehr diese Errungenschaften im praktischen Leben wirksam werden, desto schwieriger wird es für den Nichtfachmann, das „geistige Band“ zu erkennen — man denke nur an Einsteins Theorie. Mehr denn je brauchen wir heute Männer, die die seltene Fähigkeit besitzen, in fesselsüßender und doch allen zugänglicher Form die Erkenntnis des rastlosen Fortschreitens des Menschengeistes zu vermitteln.

Ein Meister solcher Darstellung begibt am 2. Januar seinen 60. Geburtstag: Wilhelm Bölsche. Seit Jahrzehnten wirkt er daran, jene Aufgabe zu lösen. Weniger die Tatsache, daß er hierin der Zeit wie der Bedeutung nach der Erste ist, verschafft ihm seine besondere Stellung, sondern der Umstand, daß sich der Dichter in ihm zugleich mit dem Philosophen, ja Religionsphilosophen vereinigt. Und doch strebt er überall bescheiden an, hinter jenem Reich zurückzutreten, das er uns erschließt. Die weite und hohe Wunderwelt, die wir mit dem bloßen Ausdruck „Weltanschauung“ bezeichnen und die doch im Grunde nichts anderes ist, als die eigentliche Religion unserer Zeit, erblickt in Bölsche einen ihrer feinsten Baumeister. „Im Stengelglas die Welt“ zu erkennen — diese Goethe'sche Forderung erfüllt Bölsche, mag sein Fernrohr zu neuen Weltstrahlen bringen, oder mag sich ihm unter dem Mikroskop im Wassertropfen das Weltall offenbaren.

Der alte Wilhelm Liebknecht ist nicht müde geworden, der Arbeiterkraft das geistige Rüstzeug schmieden zu helfen, das sie in ihrem Kampfe allein siegreich zu machen vermag, und nach seinem Tode hat Wilhelm Bölsche die Erbschaft dieser Aufgabe übernommen.

Die Lebensgeschichte eines bedeutenden Menschen ist die Geschichte seines inneren Wachstums. Bölsche wurde in Köln als Sohn eines Redakteurs der „Kölnischen Zeitung“ geboren, der einem alten hannöverschen Bauerngeschlecht entstammt. Schon in jungen Jahren gab das Elternhaus grundlegende Einflüsse: Freiligrath, Alexander von Humboldt, Müllert, Freitag Guklow, Hoffmann von Fallersleben standen dem Vater nahe, der sich als strenger „Freidenker“ bezeichnete. Ein guter Schüler war Wilhelm Bölsche keineswegs; in der Mathematik war er „bölig vernagelt“, für Sprachen bewies er ein ausgeprägtes „Nichttalent“. Selbst seine Studienfächer in Bonn waren unfruchtbar. Stets blieb er für Belehrung durch andere unzugänglich, sein Wesen war nur darauf eingestellt, sich selbst durch Bücher und Forschungen geistige Schätze zu erringen. Sein Vater ermahnte ihn dieses nicht alltägliche Studium bis zu seinem Tode, doch dann brach für den jungen Bölsche eine harte Zeit an, zumal er sich inzwischen verheiratet hatte. Reizungsartikel und Vorträge mußten ihm die fargen Existenzmittel verschaffen. Dennoch erwarb er sich allmählich mit innerem Wachstum jene Erfolge, die heute seinem Namen Klara geben. Nach

wenigen Jahren löste er die Ehe mit seiner ersten Gattin und ging eine zweite mit einer Rheinländerin ein, der zwei Kinder entprossen. Lange Jahre lebte er im Sommer in Friedrichshagen und im Winter im Riesengebirge, wohin er sich jetzt ganz zurückgezogen hat.

Bölsches rege Wirksamkeit äußert sich in dreifacher Form: im gesprochenen Wort, das ja am lebendigsten wirkt, in Aufsätzen für Tagesorgane, die leider meist Eintagsfliegen sind und in seinen Büchern, die zum Teil jene Aufsätze unter einheitlichen Gesichtspunkten sammeln. Die Anzahl seiner in Buchform erschienenen Arbeiten ist sehr groß, jedoch die Hervorhebung einzelner Werke vielleicht eine Ungerechtfertigkeit wäre, denn sie alle stehen auf der gleich hohen Warte. Wohl aber kann man einige Bücher als charakteristisch ansprechen. Sein Hauptwerk ist zugleich sein erfolgreichstes, umfangreichstes und teuerstes, das heute eine geradezu klassische Stellung einnimmt: „Das Liebesleben in der Natur“ (Verlag Eugen Diederichs in Jena), und namentlich 4 Werke verhalten ihm zu seiner einzigen,artigen Stellung im deutschen Schrifttum: „Aus der Schneegrube“, Beiträge zur Vertiefung des Darwinismus, das wohlfeile Bändchen „Schöpfungstage“, ein Versuch, den Schöpfungsbericht der Bibel sinnbildlich in Einklang mit der Naturforschung zu bringen (die biblischen Schöpfungstage werden als große Entwicklungsperioden unseres Planeten dargestellt), und die wichtigsten Werke „Weltblick“ und „Auf dem Menschenstern“, die umfassende Bekenntnischriften und Kernpunkte seines Schaffens sind (sämtlich im Verlag Carl Reißner in Dresden). „Was ist die Welt? Was ist der Mensch? Was soll der Gegenstand von Gut und Böse? Von Freud und Leid?“ So fragt Bölsche und gibt die tiefreligiösen Antworten des modernen Forschers. Auch seine Stellung zur modernen Dichtung darf man nicht vergessen: er gehört zu den Bearbeitern der „Freien Bühne“, die dem Naturalismus die Wege ebneten, er ist der Herausgeber von Heine, Novalis, Wieland.

Ein brachliegendes Land hat Bölsche dem deutschen Volk fruchtbar gemacht; er gehört zu den nicht gerade zahlreichen Deutschen, die eine Kulturansgabe, eine nationale Kulturansgabe gelöst haben. Wir alle haben ihm dafür zu danken, ihm, dem echten „deutschen Dichter und Denker“. Wenn kein anderes Volk in so weiten Schichten einen ähnlich eigenen verständnisvollen Anteil an den Leistungen jenes Gebietes nimmt, das keine nationalen Grenzen kennt, so ist dies vor allem Bölsches Verdienst.

Welt und Ich

Von Friedrich Hebbel

Im großen ungeheuren Ozeane
Willst du, der Tropfen, dich in dich verschließen?
So wirst du nie zur Welt zusammenschließen,
Wie dich auch Fluten schütteln und Orlane.

Rein! öffne deine innersten Organe
Und mische dich ins Leben und Genießen,
Mit allen Strömen, die vorüberfließen;
Denn dient du dir und dienst dem höchsten Plane.